

des großen Christenverfolgers und mutmaßlichen Anzünders der Stadt Rom. Dies geschieht – da keine brandneue Erkenntnis mehr – sehr unspektakulär, aber mit der in diesem Rahmen möglichen Ausführlichkeit. Auch das vorliegende Bändchen ist mit Stammtafel, Karte des Imperium, Bibliographie und Register ausgestattet. Nur wenige Errata waren festzustellen. So ist dieses Buch im ganzen als durchaus brauchbar und bereichernd einzustufen.

KARL BOYÉ, Berlin

*Maurach, Gregor: Methoden der Latinistik. Ein Lehrbuch zum Selbstunterricht. Darmstadt: Wiss. Buchges. 1998. XII, 194 S., 49,80 DM (Mitgliederpreis 39,80 DM; Bestellnr. 14103).*

Besondere Methoden der Latinistik – gibt es das überhaupt? Oder gibt es nicht lediglich Methoden der Literaturwissenschaft? Und zweitens: trägt ein Buch, das sich ausschließlich und bewusst auf die immanente Interpretation beschränkt (explizit z. B. S.39), den Titel „Methoden der Latinistik“ zu Recht? Es mag verständlich sein, strukturalistische und marxistische Literaturwissenschaft völlig unerwähnt zu lassen, es ist gewiss gerechtfertigt davor zu warnen, Literatur zuerst als Widerspiegelung der Biographie ihres Verfassers zu begreifen. Aber kann man die geisteswissenschaftliche Interpretation einfach mit wenigen Halbsätzen abtun (S. 38), das sei nichts für den Anfänger? Die Liste ließe sich fortsetzen. Dafür schlägt Maurach an anderer Stelle die Schlachten von gestern, wenn er empfiehlt: „Erkenne keinen Text als zitierend an, wenn nicht wörtliche oder wenigstens synonyme Entsprechungen vorliegen“ (S. 98). Wenn das Buch für den Anfänger des Studiums der Latinistik gedacht ist, hieße es wohl bescheidener, aber zutreffender „Das handwerkliche Rüstzeug des Philologen“. Da geht es denn in der Tat um alles, was in Proseminaren ausführlich geübt wird: Textkritik, Benutzung von Lexika und von Kommentaren und anderer Sekundärliteratur, Metrik, Stilanalyse. Maurach hat hierfür einen interessanten und prinzipiell sehr effektiven Zugang gewählt: Erstens geht er grundsätzlich von Texten aus und exemplifiziert das Vorgehen, das er für

richtig hält, an ihnen, zweitens formuliert er eine Reihe von rezeptartigen Merksätzen (die in der Summe freilich keine vollständige Methodik darstellen) und drittens stellt er über 100 Übungsaufgaben. Als Lehrer, dessen tägliches Brot es ist, Arbeitsaufträge und Impulse abzufassen, wird man nicht mit jeder Formulierung des Hochschullehrers glücklich sein. Ein besonders unglückliches Beispiel für die Frage-technik findet sich auf S. 74. Die erste Frage lautet: „Untersuchen Sie die Blickverschiebung ...“. Die Lösung zeigt dann aber, dass lediglich der Ausdruck „Blick“ überhaupt gerechtfertigt werden soll. Bei der zweiten Frage wird die Antwort suggeriert, bei der dritten („Wie verhält sich der Anfang von § 27 ... zu Z. 1 ff.“) kann der Leser weder der Frage selbst noch ihrem Kontext entnehmen, worum es überhaupt geht (es geht um den Vergleich des Satzbaus). Ins Grundsätzliche führt wieder, dass Maurach zwar lediglich von „erfolgreichem“ Interpretieren spricht (S. 101), aber doch anscheinend davon ausgeht, es gebe, jedenfalls bis zu einem gewissen Grade, objektiv „richtige“ Interpretationen. Auch wenn seine „Bedingungen erfolgreichen Interpretierens“ (S. 101ff.), unter dem Gesichtspunkt notwendigen Handwerkszeugs betrachtet, viele notwendige Warnungen enthalten, so bereitet sein Merksatz „Sage nichts, was Du nicht beweisen oder belegen kannst!“ bloßem Positivismus den Weg und leugnet die Maxime, „eigene Assoziationen mit ... Modernem ohne deutlichste Hinweise im Text“ zu vermeiden, Gadammers Definition von Interpretation als „Horizontverschmelzung“ des Interpretierenden und des zu Interpretierenden. Etwas peinlich wird diese Einstellung dort, wo sich Maurach doch recht selbstgefällig über Interpretationen von anderen mokiert, mag er in der Sache auch Recht haben (z. B. S. 113 f.). Die Peinlichkeit wird dort noch verstärkt, wo Maurach selbst vor Fehlern nicht gefeit ist. Nicht allein, dass das Literaturverzeichnis die eine oder andere Flüchtigkeit enthält und die Titelangabe „Bellum civilis“ (S. 131; im Inhaltsverzeichnis ebenso) etwas verstört. In dem Vers „inger mi calices amariores“ (Catull 27,2) ist „calices“ natürlich einfache Metonymie und nicht Akkusativ des

inneren Objekts als „singulärer Gräzismus“, wofür Maurach auch noch einen umfangreichen Apparat beibringt. Den Satz „gut gemeint ist das Gegenteil von gut gemacht“ auf dieses Buch anzuwenden, wäre gewiss ein viel zu hartes Urteil. Einen Teil möchte ich zudem hervorheben, der mir uneingeschränktes Lob zu verdienen scheint: in einer „kleinen Schule des Fragens“ wird auf 23 Seiten der Text von Cat. c. 51 Schritt für Schritt gesichert und interpretiert (im Rahmen dessen, was Maurach darunter versteht) und so an einem Beispiel methodisches Vorgehen synthetisiert. Aber die Grenzen des Buches liegen doch deutlich auf der Hand.

*Vollstedt, Barbara: Ovids „Metamorphoses“, „Tristia“ und „Epistulae ex Ponto“ in Christoph Ransmayrs Roman „Die letzte Welt“. Paderborn: Schöningh 1998. 201 S., 58,00 DM (Studien zur Geschichte und Kultur des Altertums. N.F. R.1. Bd 13; ISBN 3-506-79063-3)*

Ausgangspunkt dieser Dissertation ist, „das Verhältnis zwischen Ransmayrs Roman und seiner lateinischen Vorlage“ (S. 13) genauer zu bestimmen. Die Verfasserin ist Latinistin und Germanistin zugleich, also mit den besten Voraussetzungen begabt, dies zu leisten. Cotta, so arbeitet sie heraus, reist, wenn er sich auf der Suche nach dem Manuskript der Metamorphosen nach Tomi begibt, nicht nur nach Tomi, sondern in die „Metamorphosen“: die Grenzen zwischen Wirklichkeit und Dichtung verschwimmen. Ja, am Ende steht Cottas Entdeckung: „Die Erfindung der Wirklichkeit bedurfte keiner Aufzeichnungen mehr.“ Und doch: Cotta ist selbstverständlich selbst eine fiktive Gestalt: „Er sucht seinen eigenen Namen auf den Stofffähenchen mit Nasos Dichtung.“ (S. 118) Doch ist die Frage, wie sich Realität und Dichtung (oder Realität und Mythos) zueinander verhalten, nun einmal nicht das Thema von Ovid - und wenn Verf. auf S. 116 f. das Gegenteil zu erweisen sucht, zeigt sie doch nur, dass es Ovid eben nicht um Grenzverwischung und -verschiebung ging wie Ransmayr, sondern um *aemulatio*. Verf. geht den einzelnen Verwandlungen bei Ransmayr nach, zuerst einer solchen, die reine Fiktion ist (Midas) oder sich im Traum abspielt

(Cyparis), dann Filmvorführungen, bei denen die letzte bereits in Realität übergeht (Hercules – Lichas), schließlich Verwandlungen, die lediglich durch Indizien zu erschließen sind (Echo und Lycaon) bis zu einer solchen, deren Augenzeuge Cotta selbst wird (Tereus, Procne und Philomela). Bei all diesen Metamorphosen akzentuiert Ransmayr zudem das Grausige, das Inhumane, wie es auch seinen früheren Arbeiten entspricht, die Verf. auf den S. 21 ff. kurz anspricht. Verf. sieht darin seine pessimistische Weltsicht, pessimistischer noch als Ovids Deszendenz der Weltalter. Ja, Ransmayrs Roman gehöre der apokalyptischen Literatur an, übe auch Kritik an heutigen Gesellschaften, besonders an faschistischen und totalitären Tendenzen. Erschließt sich bis hierher vieles dem aufmerksamen Leser durch unmittelbare Lektüre der „Letzten Welt“, so gelingt es Verf. darüber hinaus Parallelen aus Werken Ovids anzuführen, wo man sie zunächst nicht erwartet hätte: die „Tristia“ und die „Epistulae ex Ponto“ haben Ransmayr manches Motiv geliefert für seine eigenen Beschreibungen insbesondere von Tomis Natur, seinem Klima, sogar und besonders seinen Bewohnern. Barbarentopoi, auf Tomis Bewohner übertragen, entfalten ein negatives Menschenbild, zielen auf Kritik an unserer heutigen Gesellschaft. Angesichts so mancher umsichtig zusammengetragener Beobachtung sollte man einige Punkte, bei denen Verf. Grenzen überschreitet, nicht überbewerten. Aber bereits im ersten Satz von Ransmayrs Roman das Metamorphosenthema erkennen zu wollen (S. 30 f.), scheint mir doch allzu gewagt: der Orkan verwandelt sich eben nicht, sondern wird im Vogelschwarm konkret greifbar; und wenn die Welle (wie an einer ganz anderen Stelle bei Ovid auch) „springt“, dann ist das eine Personifikation und keine Metamorphose. Auch ist die Arbeit nicht ganz frei von Irrtümern: auf S. 19 verwechselt Verf. *toga praetexta* und *toga virilis*, und die Tetralogie bestand nicht nur bei Aischylos aus drei Tragödien und einem Satyrspiel (S. 51). Aber genug der Rügen: Verf. hat eine Arbeit vorgelegt, die uns nicht nur bewusst macht, wie umfangreich Ransmayr Ovids Werk (und nicht nur die „Metamorphosen“) sich